

fortabler werden). Das im Entstehen begriffene elektronische Repertorium Fontium medii aevi verfolgt für den Bereich der historischen Quellen eine ähnliche Konzeption, wobei es hier natürlich nicht um eine vollständige Verzeichnung der handschriftenlichen Überlieferung geht. Ähnlich könnte man ein Repertorium der spätmittelalterlichen theologischen und/oder juristischen Literatur anlegen, in das die bisherigen Standardrepertorien vollständig eingearbeitet wären. Die Vorteile dieses Verfahrens sind in obigem Zitat genannt: Normierung der Werk- und Autorenbezeichnung und die Aktualisierung der Forschungsliteratur wären auf diese Weise auch leichter zu gewährleisten. Was jedoch verbleibt, sind die „kniffligen Einzelfälle, die sich nicht oder nicht so leicht nachweisen lassen“. Das sind einmal jene Besonderheiten, die die Einordnung einer Handschrift zwischen dem Status eines wichtigen Überlieferungsträgers und dem Status eines eher zu vernachlässigenden Stückes ermöglichen und dann jene undefinierbaren Texte und vor allem Textfetzen, die im Spätmittelalter gerade zum Charakteristicum der Buchform 'Handschrift' werden. Diese gehören nicht in ein solches Repertorium. Sie müssen zwangsläufig wie gewohnt behandelt werden. Nicht akzeptabel wäre, sie – wie es bei Katalogen der Frühdrucke üblich ist – großzügig zu vernachlässigen. Es ist jedoch schon in den Inkunabelkatalogen ein Fehler, der darauf basiert, daß die Inkunabelerschließung viel zu stark bibliophil und viel zu wenig textorientiert ist. Haben wir das jetzt auch bei der Handschriftenschließung zu befürchten?

Bei Handschriften gibt es Redundanz, aber keine Uniformität. Das Kunststück einer Handschriftenbeschreibung war seit eh und je die schmale Gratwanderung zwischen der ewigen Wiederkehr des Gleichen und der Überlagerung des Relevanten durch sinnentleerten Schematismus. Diese Gratwanderung kann nur der erfolgreich meistern, der sich jahrelang mit Handschriften auseinander gesetzt hat. Ein solcher Kenner aber ist teuer, weder seine Ausbildung noch seine berufliche Zukunft werden vom derzeitigen wissenschaftspolitischen System abgesichert. Die aktuelle Entwicklung macht ihn unzweifelhaft zum Angehörigen einer aussterbenden Spezies.

Was aber bleibt dann? Das Scheitern des zwischen Bibliothek und Wissenschaft vermittelnden 'Handschriftenbearbeiters' macht deutlich, wie groß die Kluft hier mittlerweile geworden ist. Während man seitens der Bibliothekare glaubt, das meiste mit Hilfe von Normdatenbanken erledigen zu können, die jeder Person und jedem Text eine eindeutige Satznummer zuweisen, und der interne Streit alleine darum geht, wieviel Norm es denn sein dürfe oder müsse, haben sich die handschriftenbenutzenden Wissenschaften im Internet Inseln geschaffen, auf denen sie, primär von Einzelpersonen abhängig, die die entsprechenden Webseiten betreuen, vorerst noch ganz komfortabel leben können. Hier wird allerdings nur das erschlossen, was man in den Wissenschaftlerkreisen, die Handschriftenforschung und Internet miteinander verbinden, bereits kennt. Das ist manchmal mehr, als bei der herkömmlichen Katalogisierung der Handschriften zutage kommt. Oft aber scheitert es nach wie vor an den absurden Abgrenzungen zwischen den hier geforderten Fächern Germanistik,